Im Bann der Schuld.

Roman von Frank Barrett.

(3. Fortsetzung.)

Wußte man denn, ob das Vermögen, welches Lydia mit vollen Händen ausstreute, nicht vielleicht die Frucht eines Verbrechens war—in dieser Hinsicht kursirten die verschiedensten Versionen und die Annahme, daß Lydia Mitglied einer Falschmünzerbande sei, erschien durchaus nicht ausgeschlossen.

Lydia selbst hatte keine Ahnung von dem Unwetter, welches sich über ihrem Haupte zusammenzog, und hätte man es ihr gesagt, dann würde sie vermuthlich hellauf gelacht haben.

Indeß thaten diese Gerüchte, so albern dieselben auch sein mochten, dem jungen Mädchen doch erheblichen Schaden und selbst die wenigen Familien, welche Lydia aufrichtig lieb gewonnen hatten und um ihrer Eigenschaften willen hochschätzten, konnten sich dem verderblichen Einfluß des allgemeinen Geredes nicht entziehen.

Hie und da geschah es, daß eine besorgte Mutter die Dienerschaft instruirte, bei etwaigen Besuchen Fräulein Lesters zu erklären, die Herrschaft sei nicht zu Hause, und wenn Lydia junge Mädchen, deren Vorliebe für Spazierfahrten sie kannte, auffordern ließ, sie zu begleiten, so waren die Betreffenden sicherlich verhindert.

Die alte Frau St. George fühlte sich höchst unglücklich, als die Gerüchte über Lydia zu Ohren kamen und sie war weit entfernt davon, denselben Glauben zu schenken, aber dennoch verlor sie dem jungen Mädchen gegenüber ihre Unbefangenheit, und als er ihr eines Tages mittheilte, er gedenke auf etliche Wochen im Mittelländischen Meer zu kreuzen, um seiner neuen Yacht Bewegung zu machen, nahm sie die Nachricht mit einer den jungen Mann befremdenden Befriedigung auf.

Sie hoffte, die geplante Reise werde den Sohn, dessen Gleichgiltigkeit gegen Lydia sie für Maske hielt, auf andere Gedanken bringen, als sie aber sah, daß Julius durch die Freude, mit der sie seine Mittheilung begrüßte, sich verletzt fühlte, brachte sie es nicht über's Herz, länger zu schweigen.

„Julius," begann sie zaghaft, „hast Du kürzlich mit Jemandem über Fräulein Lester gesprochen oder etwas über sie gehört?"

„Nein, Mama—weshalb fragst Du?" versetzte der Sohn sich angelegentlich mit dem Reisehandbuch, nach dessen Angaben er seine Tour zusammenstellte, beschäftigend.

„Weil—ach, es gehen so seltsame Gerüchte über sie herum, Julius."

„Ah — will sie sich vielleicht verheirathen?" fragte er leichthin, während er sich vergeblich bemühte, gleichgiltig dreinzuschauen.

„Wenn's nur das wäre," seufzte die alte Dame; „denke Dir, Julius, die Leute sagen, Fräulein Lester sei eine Abenteurerin! Erscheint Dir diese Behauptung glaublich, Julius?"

Jetzt blickte der Sohn auf und fragte halb belustigt:

„Mama—Du glaubst doch nicht etwa an dies Märchen?"

„Ich — nein — ja — das heißt — ach Gott, das arme Kind thut mir so leid und sicherlich hat sie nichts begangen, was das Gerücht rechtfertigt, aber dennoch—"

Die alte Dame stockte und hoffte, der Sohn werde es ihr erlassen, sich deutlicher auszudrücken, aber darin hatte sie sich getäuscht.

Julius blickte sie erwartungsvoll an und als sie in ihrem Schweigen verharrte, sagte er ungeduldig:

„Nun Mama — Du wolltest sagen—"

„Ja, siehst Du, Julius," fuhr Frau St. George unsicher fort, „solch auffallend schöne Erscheinungen haben meist schon eine Vergangenheit und mitunter eine recht traurige. Ein Mädchen wie Lydia Lester ist sicherlich vielen Versuchungen ausgesetzt, die Andern erspart bleiben. Schmeicheleien und Verführungskünste aller Art wirken auf sie ein und in neun Fällen unter zehn macht ein solches Mädchen einen dummen Streich. Entweder entlaufen sie dem Elternhaus um zur Bühne zu gehen, oder um eine unvernünftige Heirath zu schließen und dann—aber Julius, weshalb sollten wir denn weiter auf die Sache eingehen," schloß die Mutter fast bittend; „es führt ja doch zu nichts und—"

„Nein, Mama — sprich nur weiter — ich möchte gern erfahren, wie Du Dir die Angelegenheit zurechtgelegt hast," sagte Julius ernst und traurig.

Die Mutter ward immer befangener.

„Mein Gott, was ist da viel zu sagen."

„Seit Lydia die Schule in Brighton, in welcher sie erzogen wurde, verlassen hat, und das ist vor fünf Jahren geschehen, wie sie mir selbst gesagt, führt sie ein Nomadenleben. Der Onkel, in dessen Gesellschaft sie reist, übt keinerlei Autorität noch Controlle über sie aus, und Du mußt zugeben, daß schon in dieser Lebensweise etwas Ungewöhnliches liegt."

„Ungewöhnliches vielleicht, aber doch sicher nichts Unerlaubtes, Mama."

„Hm — ja — Du magst recht haben, Julius."

„Und bedenke nur, Mama, wie es einem armen jungen elternlosen Ding zu Muthe sein mag — ohne rechte Heimath, ohne Anhalt und Stütze sich nach dem Zwang des Schullebens nach Freiheit und Veränderung sehnend, im Besitz eines Vermögens, welches die Befriedigung dieser Sehnsucht gestattet — wahrhaftig, Mama, unter diesen Verhältnissen darf man nicht streng urtheilen. Weißt Du noch, wie ich das Ende meiner Schulzeit herbeisehnte, nur um endlich nach Herzenslust reisen zu können?"

„Ob ich's noch weiß? Julius! Und als Du die Schule absolvirt hattest, gingst Du nach Afrika und bliebst zwei volle Jahre aus," nickte die Matrone lächelnd.

„Nun, siehst Du, wie unrecht es ist, gleich so streng zu urtheilen, Mama. Was hättest Du denn gethan, wenn man Dir hinterbracht hätte, ich wäre während meiner Abwesenheit verschwenderisch und leichtsinnig gewesen?"

„Was ich gethan hätte, Julius? Ich hätte es nicht geglaubt."

„Nun also — weshalb willst Du in Bezug auf Fräulein Lester weniger nachsichtig sein, Mama? Warum hältst Du sie für eine Abenteurerin?"

„Ich sagte Dir ja bereits, daß dies nicht der Fall ist, Julius," vertheidigte sich die alte Dame lebhaft; „wenn aber alle Andern gegen sie sind, dann—"

„Wer sind diese „Andern"?" fiel Julius der Mutter lebhaft in's Wort.

„Leider die Meisten unserer Bekannten, Julius," versetzte die Matrone bekümmert; „die Hudsons haben sich gestern vor ihr verleugnen lassen — die Greys wie die Bingleys grüßen sie nicht mehr und so verliert das arme Kind mit einem Mal alle seine Freunde."

„Nun, ich denke, diesem Schaden läßt sich noch abhelfen, Mama," sagte Julius entschlossen, indem er sein Reisehandbuch zuklappte; „wenn wir uns Lydias annehmen, wird sich die öffentliche Meinung schon wenden und die lieben Nächsten werden es kaum wagen, unsere Bekannte unfreundlich zu behandeln."

Obgleich die Unterredung einen ganz andern Verlauf genommen, als Frau St. George beabsichtigt, fühlte sich die alte Dame doch nicht unbefriedigt von dem Resultat, und als Julius ihr später mittheilte, er habe seine Yachttour einstweilen noch aufgeschoben und beabsichtige, am nächsten Tage in ihrer Begleitung einen Besuch in Sanssouci zu machen, hatte sie nichts dagegen einzuwenden.

* * *

Auf dem Wege nach Sanssouci unterhielten sich Mutter und Sohn noch lebhaft über Lydia; Frau St. George theilte dem jungen Mann unter Anderem mit, Frau Dobson habe ihr heute Vormittag im Vertrauen erzählt, daß Fräulein Lester eine Spielerin sei, und zwar habe sie diese unselige Leidenschaft von ihrem Vater geerbt.

Julius zuckte zusammen, als seine Mutter vom Spiel sprach — hatte er selbst doch Lydia in Monaco am grünen Tisch gesehen. Er hütete sich indeß, dies auszusprechen; erstens wäre er der Letzte gewesen, durch eine solche Mittheilung den Gerüchten Glaubwürdigkeit zu geben und dann war er gerecht genug, die Annahme gelten zu lassen, daß Lydia ebenso gut wie er selbst an jenem Tage durch Zufall an den Spieltisch gerathen sei und, durch den ersten Erfolg ermuntert, mit Glück weitergespielt hatte, bis die Bank gesprengt worden war.

„Was wußte denn Frau Dobson von Lydias Vater zu berichten, Mama?" frug Julius nach einer Weile.

„Ach — was sie erzählte war eigentlich recht tragisch," sagte die Mutter; „Herr Lester hatte einem Freunde — so weit ich mich entsinne, hieß derselbe Fenton — eine Revanchepartie versprochen. Nach Beendigung derselben brachten Beide die Nacht in dem Gartenhause von Herrn Lesters Besitzung am Dart zu und dort fanden sie in derselben Nacht ihren Tod. Es ist nie ganz aufgeklärt worden, wie sich die Sache eigentlich zugetragen hat, aber der Umstand, daß die Diener der beiden Herren verschwunden waren, läßt darauf schließen, daß die Schurken die grausige That begangen haben. Man fand die beiden Freunde halb verkohlt in ihren Betten — die arme Frau Lester, welche Wöchnerin war, starb in Folge des Schreckens, und so war Lydia eine Waise, bevor sie acht Tage zählte."

„Armes Kind," murmelte Julius; das Einbiegen des Wagens in den Park von Sanssouci verhinderte die Fortsetzung der Unterhaltung und bald hielten sie vor der Freitreppe des allerliebsten Schlößchens.

Julius hob seine Mutter aus dem Wagen und geleitete sie in's Haus; das Erste, was ihm in der Halle in die Augen fiel, war ein äußerst schäbiger Lederkoffer; auf einer Seite desselben war der defecte Griff durch einen Strick ersetzt worden, und unter den zahllosen Eisenbahnzeichen, mit welchen die schwarze Lederfläche beklebt war, war „Monaco" mehrfach vertreten.

Der Name berührte Julius unangenehm; er hatte die Empfindung, als ob Alles, was mit dem grünen Tisch zusammenhing, frivol und gemein sein müsse, und der Umstand, daß der Besitzer des schäbigen Koffers häufiger Gast in Monaco gewesen sein mußte, sprach jedenfalls nicht zu seinen Gunsten. Neben dem Koffer hing ein schwerer Reisepelz über einer Sessellehne — offenbar befand sich Besuch in Sanssouci.

Als der Diener Mutter und Sohn in den Empfangssalon, der zu ebener Erde lag, führte, erhob sich Herr Graham, um die Gäste zu begrüßen; außer dem alten Herrn befand sich nur noch eine Persönlichkeit im Zimmer, und auf den ersten Blick war sich Julius darüber klar, daß der schäbig gekleidete, etwa fünfzigjährige Mann, der in nachlässiger Haltung am Kamin lehnte, der Eigenthümer des Koffers sein müsse.

Der Fremde war corpulent und breitschultrig, wenn auch von untersetzter Gestalt; er hatte kurz geschorenes, strohfarbiges Haar, einen Schnurrbart von gleicher Farbe, wasserblaue Augen und eine Stumpfnase — die Stirn war in Folge des tief hereingewachsenen Haares sehr beeinträchtigt und die kleinen Augen hatten einen listigen, verschlagenen Ausdruck. Er blickte die Eintretenden neugierig an, und nachdem Herr Graham die Gäste begrüßt, stellte er ihnen den Fremden als den Obersten Lukas vor.

Sechstes Capitel.

Wer mochte dieser Oberst Lukas sein? Weder Julius noch seine Mutter hatten Lydia jemals von diesem Herrn sprechen hören, und doch hatte Herr Graham denselben als alten Freund der Familie bezeichnet.

Freilich — es war kein ersichtlicher Grund vorhanden, weshalb die Familie auf die Bekanntschaft hätte stolz sein sollen; der Oberst bot einen noch weit schäbigeren Anblick als sein Koffer. Seine Rockärmel waren fettig und glänzend, die Beinkleider abgetragen, die Stiefel schief getreten und an den Seiten aufgeplatzt. Der zerknitterte Hemdkragen mochte vor Zeiten vielleicht weiß gewesen sein und ein Gleiches ließ sich von dem gefälteten Jabot, welches ein mitleidiger großer Shlips halb verdeckte, voraussetzen — jetzt spielten Kragen wie Jabot stark in's Graue. Die bis über das Handgelenk herabfallenden Manschetten waren an den Rändern ausgefranst und das linke Handgelenk zeigte eine halbrunde, tiefrothe Narbe — der kleine Finger derselben Hand war steif.

Seiner Sprache nach schien der Fremde amerikanischer Abstammung zu sein; er war äußerst redselig und seine Manieren deuteten darauf hin, daß er sich nicht immer in der feinsten Gesellschaft bewegt hatte. Am Kamin lehnend, drehte er sich mit großer Seelenruhe eine Cigarette; als er mit dieser Beschäftigung zu Rande gekommen war, hielt er die Cigarette mit bittender Geberde der alten Dame hin, und als diese gutmüthig lächelnd nickte, beeilte er sich, sein Fabrikat in Brand zu setzen. Dann begann er zu plaudern, ohne indeß von seinen Zuhörern Antwort zu erwarten — offenbar nahm er an, daß seine Gesprächigkeit ihnen unterhaltend sei.

— Hochachtungsvoll. Hofmeister: Und Durchlaucht können mir vielleicht sagen, was Sokrates eigentlich war? Prinz: Persischer Statthalter. Hofmeister: Durchlaucht treffen immer das Richtige, auf einen solchen Posten hätte er ausgezeichnet gepaßt, aber leider mußte er athenischer Philosoph bleiben.

„Gestern Abend sind wir in Southamton gelandet — das „wir" begreift außer meiner Wenigkeit meine Tochter — die Kleine ist mit Lydia hinaufgegangen, um sich umzukleiden und einen Augenblick zu ruhen. Ich bin seit 22 Jahren nicht in England gewesen — eine verdammt lange Zeit. Seltsames Zusammentreffen von Umständen — das Lester'sche Haus war das letzte, unter dessen Dach ich vor meiner Abreise von England vor 22 Jahren weilte und nun ich zurückkehre, steige ich im Hause der Tochter ab. Hm, Graham — ist's nicht komisch?"

Herr Graham meinte lächelnd, es würde noch komischer gewesen sein, wenn Lydias Haus nicht das erste gewesen wäre, welches der Oberst aufgesucht.

„Lester und ich sind Schulkameraden gewesen," setzte der Oberst seine Reminiscenzen fort; „später ging ich dann zur See. Fenton kannte ich ebenfalls — hier paffte er mit solcher Vehemenz, daß er förmlich in eine Rauchwolke gehüllt erschien — „war mit den beiden armen Schelmen an jenem verhängnißvollen Abend, der ihr letzter wurde, zusammen. Damals besaß ich ein eigenes Schiff und trieb starken Handel mit Indien. Auch Fenton war „drüben" gewesen" — eine nachlässige Bewegung der Rechten deutete an, in welcher Richtung „drüben", resp. Indien zu suchen sei — „und er war extra nach unserem nebeligen Inselreich gekommen, um mit Lester eine Revanchepartie zu spielen. — Lester hatte seiner jungen Frau versprochen, keine Karte mehr anzurühren, und er hätte dies Versprechen sicherlich gehalten, wenn er am Leben geblieben wäre — er war ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Meine Brigg lag in Southampton vor Anker — Fenton wollte eigentlich mit mir zurückreisen, aber im letzten Moment besann er sich anders — er wollte die Partie erst zu Ende spielen und ich konnte nicht länger warten. So verabschiedeten wir uns denn von Lester und Fenton — außer mir waren noch drei alte Bekannte der Beiden auf Lesters reizender Besitzung zu Besuch gewesen. Das Schlößchen lag am Dart, nicht weit von Dartmouth — das Spiel war in einem Gartenhause, etliche hundert Schritt vom Hauptgebäude entfernt, vor sich gegangen. Das Nächste, was ich von Beiden hörte, war schlimm genug — die Armen hatten in derselben Nacht ihren Tod gefunden und aller Wahrscheinlichkeit nach durch zwei schurkische Diener, welche Lester und Fenton im Schlaf überfallen und umgebracht hatten, um sich in den Besitz der wohlgefüllten Spielkasse zu setzen. Die Schurken legten Feuer an, um die Spuren ihrer Unthat zu verwischen, was ihnen freilich nicht völlig gelang, und machten sich aus dem Staube. Ha, wenn ich an die Geschichte denke, steigen mir noch heute die Haare zu Berge — die Herrschaften haben doch sicher auch davon gehört."

„Ja," nickte Julius ernst.

„Na, das war im Jahre 1863 — ich vergesse das Jahr nicht so leicht — es war ein verteufelt unglückliches für mich. Erstlich schuldete Fenton mir eine bedeutende Summe, welche ich nunmehr in den Rauchfang schreiben durfte, und bei der Blockade von Charlestown verlor ich mein Schiff. — Hierauf legte ich mich auf den Niggerhandel, aber die Geschichte hatte auch keine Art. So trat ich denn in die Dienste der Südstaaten — wenn dieselben in dem Kampfe mit den Nordstaaten den Kürzeren zogen, ist's wahrhaftig nicht meine Schuld gewesen — ich habe gekämpft wie ein Löwe. Das Resultat meiner Aufopferung stand leider nicht im Verhältniß zu meinen Leistungen; außer der Oberstencharge und einem Dutzend Wunden habe ich nichts aufzuweisen, was der Rede werth wäre. — Später ging ich nach Mexico, heirathete dort eine Spanierin und fing einen Viehhandel an — daß derselbe sich nicht rentierte, versteht sich von selbst. Im Jahre 1878 starb meine Frau, und da ich nicht in der Lage war, mich um die Erziehung meiner Tochter zu bekümmern, sandte ich sie herüber nach England in eine Schule, wo sie au pair aufgenommen ward — sie lehrte Spanisch und erhielt dagegen freie Station und Unterricht in den anderen Fächern."

„Das Mädchen muß ja aber noch sehr jung gewesen sein," meinte Frau St. George erstaunt, „konnte sie denn schon Unterricht ertheilen?"

„Nach englischen Begriffen möchte diese Annahme zutreffend sein," entgegnete der Oberst gleichmüthig, „aber in Spanien denkt man anders in diesem Punkt. Eine Spanierin ist im Alter von 13 Jahren durchaus kein Kind mehr; wenn Sie meine Tochter sehen, werden Sie dieselbe mindestens für 25jährig halten und doch zählt sie erst 19 Jahre — auf Ehrenwort, kaum 19."

Die Leichtfertigkeit, mit welcher der Oberst sein Ehrenwort handhabte, brachte Julius auf die Vermuthung, dasselbe könne nicht viel werth sein; der Oberst drehte sich eine neue Cigarette und fuhr dann fort:

„Das Mädel blieb bis zu diesem Herbst in der Schule; damals kam ich nach längerer Abwesenheit wieder nach Europa und Ines traf in Marseille mit mir zusammen. Wir freuten uns natürlich Beide außerordentlich, uns nach so langer Trennung wiederzusehen, sprachen von Diesem und Jenem und so kam es, daß mir Ines einen Brief zeigte, den eine ihrer früheren Schülerinnen an sie geschrieben. Der Brief trug die Unterschrift „Lydia Lester" und Sie können sich denken, daß der Name mich frappirte. Ich fragte Ines nach den Verhältnissen der Schreiberin und bald wurde es mir klar, daß Lydia die Tochter meines armen Freundes sei — war das nicht auch ein merkwürdiges Zusammentreffen?"

„Sehr merkwürdig," pflichtete Herr Graham bei.

„Demnach haben Sie Fräulein Lester früher nicht gekannt?" frug Frau St. George.

„Behüte Gott — sah sie heute zum ersten Mal, gnädige Frau — auf Ehrenwort."

Die alte Dame athmete sichtlich erleichtert auf, als sie vernahm, daß die fragwürdige Erscheinung nicht zu Lydias Bekannten gehörte; im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür und Fräulein Lester trat in Begleitung einer jungen Dame ein.

Ihre Freunde in liebenswürdiger Weise begrüßend, stellte Lydia ihnen Fräulein Lukas vor, und Mutter und Sohn blickten neugierig auf die Tochter des schäbigen Obersten.

Fräulein Lukas war auffallend klein, aber sehr wohl proportionirt; die magere Gestalt erschien in der hochmodernen Kleidung, die sie trug, noch schmäler, und angesichts der Taille, um welche jede Wespe die junge Dame beneidet hätte, fragte sich Julius, ob es der Besitzerin wohl möglich sei, Speise und Trank zu sich zu nehmen.

Die unter langen dunkeln Wimpern mit einem schmachtenden Ausdruck hervorlugenden schwarzen Augen der Dame hatten äußerst bewegliche, glänzende Pupillen; die Nase war klein und ein wenig gebogen, der Mund zeigte einen schönen Schnitt und die purpurrothen Lippen bildeten einen vortheilhaften Gegensatz zu den blendend weißen Zahnreihen. Der Teint der Dame war matt, und das nach der neuesten Mode geordnete schwarze Haar sowohl, wie der Ausdruck des Gesichts erinnerten an eine Wachspuppe, wie sie in den Schaufenstern der Friseure zu sehen sind.

Bei näherer Beobachtung freilich entdeckte Julius, daß der matte Teint durch den dick aufgetragenen Puder erzielt wurde, daß die schön geschwungenen Augenbrauen ihr Vorhandensein dem Pinsel verdankten, und daß auch die Purpurfarbe der Lippen künstlich erzeugt worden war.

Trotz alledem war Fräulein Lukas eine hübsche Erscheinung, wenn sie sich auch nicht entfernt mit Lydia messen konnte; als beide Mädchen nebeneinander standen, bildeten sie einen für beide vortheilhaften Gegensatz, und wenn Lydia als Typus einer Blondine gelten konnte, so bot Fräulein Lukas in jeder Hinsicht das Bild einer Brünette.

„Für 19 Jahre sieht die junge Dame doch schon recht verblüht aus," lautete Frau St. Georges stiller Commentar, während Julius nicht einen Augenblick daran zweifelte, daß es der mit seinem Ehrenwort so freigebige Oberst nicht allzu genau mit der Wahrheit genommen, und daß Fräulein Lukas hoch in den Zwanzigen sei.

Fräulein Lukas verbeugte sich mit vollendeter Grazie, als sie den Fremden vorgestellt wurde und erklärte der alten Dame, sie sei entzückt, ihre Bekanntschaft zu machen. Hierauf ließ sie sich Julius gegenüber in einen niedrigen Sessel sinken, trug aber Sorge, dem Fenster den Rücken zuzuwenden und Julius mußte innerlich lachen, als er dies wahrnahm — offenbar kannte Fräulein Lukas die Vortheile einer „matten" Beleuchtung.

Im Verlauf der Unterhaltung zeigte sich's, daß die Tochter sich ebenso gern reden hörte, als der Vater, doch besaß sie weit mehr Tact und hatte die Gabe, sich ihren Zuhörern angenehm zu machen. Auch wußte sie das Gespräch mit großer Gewandtheit zu leiten; sie vermied es, persönliche Beziehungen zu berühren und behandelte nur Gegenstände, welche von allgemeinem Interesse waren.

Der Oberst erkannte übrigens die Ueberlegenheit seiner Tochter willig an; er warf nur noch ab und zu eine Bemerkung in die Unterhaltung und vertrieb sich die Zeit mit dem Drehen und Rauchen unzähliger Cigaretten. Der Umstand, daß er, selbst wenn er sprach, die Cigarette im Munde behielt, brachte Julius einen geringen Begriff von dem Bildungsgrade des Obersten bei und ebensowenig gefiel ihm die auffallende Art und Weise, mit welcher Fräulein Lukas ihre wirklich sehr kleinen und zierlichen Füßchen auf dem Gitter des Kamins balancirte.

Auch mit ihren schönen Händen wußte sie trefflich zu kokettiren; sie legte dieselben auf die dunkle Sammetfläche der Sessellehne, ließ die Brillanten der vielen Ringe, welche sie trug, im Sonnenlicht spielen und strich sich ab und zu mit den schlanken Fingern durch das dunkle Haar. Dabei behielt ihr Gesicht stets denselben Ausdruck gleichmäßiger Freundlichkeit und nur in den dunkeln Augen leuchtete mitunter ein wärmerer Strahl.

Als Julius und seine Mutter sich empfahlen, sagte der Oberst in seiner jovialen Weise:

„Ich suche Sie jedenfalls auf, Herr St. George — Sie gefallen mir ausnehmend gut. Sicherlich sind Sie auch ein guter Jäger — ja, ich dachte mir's gleich und auf die Jagd gehe ich für mein Leben gern."

„So werden Sie längere Zeit hier bleiben?" fragte Julius gespannt.

„Jawohl — wir bleiben hier, bis Fräulein Lester uns hinauswirft," entgegnete der Oberst lachend.

Lydia und ihr Onkel begleiteten ihre Gäste hinaus; an der Thür wandte Julius den Blick nochmals in's Zimmer zurück und bemerkte, daß der Oberst sich in einen Sessel geworfen hatte, welcher seiner Tochter gegenüber stand.

Die Beine so lang wie möglich ausgestreckt, ruhte er in höchst nachlässiger Stellung in den weichen Kissen und er und die Tochter nickten einander zu und lachten.

Julius und seine Mutter fuhren schweigend nach Rockbyhall zurück; das rohe, ungebildete Benehmen des Obersten hatte Julius höchst unangenehm berührt und er fragte sich, wie Lydia solche Gäste um sich dulden möge.

Auch die alte Dame war verstimmt; Vater und Tochter hatten ihr gründlich mißfallen, und wenn Lydia noch mehr solcher Bekannten hatte, war es nicht erstaunlich, daß man sie für eine Abenteurin hielt.

Auf die Dauer fand Frau St. George das Schweigen doch unbehaglich und so sagte sie halb entschuldigend:

„Wenn die Leute lange in Indien leben, nehmen sie mitunter absonderliche Gewohnheiten an; was hältst Du denn von dem Fremden, Julius?"

„Hm — es ist eine unangenehme Sippschaft," meinte der junge Mann achselzuckend.

„Ganz meine Empfindung; es liegt etwas Widersinniges in dem Umstand, daß die Tochter Brillanten trägt, während der Vater zerrissene Schuhe an den Füßen hat."

„Ach — seine zerrissenen Schuhe sind noch nicht das Schlimmste, Mama, — seine Manieren finde ich geradezu empörend."

„Ja, das läßt sich nicht leugnen," nickte Frau St. George; „es erstaunt mich nur," fuhr sie dann fort, „daß Lydia die zweifelhaften Persönlichkeiten uns so ganz ohne Verlegenheit als ihre Freunde vorstellte."

„Gerade dieser Umstand spricht für Lydias Charakter," versetzte Julius lebhaft; „sie schämt sich der Bekanntschaft nicht und hat sie sicherlich eingeladen, weil sich der Oberst und seine Tochter nicht in glänzenden Verhältnissen befinden."

„Das mag schon sein," gab die Mutter zu, „aber ich möchte doch wünschen, die Fremden wären nicht gerade jetzt hierhergekommen. Lydia wird ohnedies schon scharf beobachtet, und der Oberst und seine Tochter sind ganz dazu geeignet, sie völlig in Mißcredit zu bringen."

„So werden wir unser Möglichstes thun, diesem ungünstigen Urtheil entgegenzuarbeiten, Mama," sagte Julius ernst, und die Mutter war einverstanden.

Siebentes Capitel.

Sobald in Rockby bekannt wurde, daß in Sanssouci ziemlich absonderliche Gäste eingetroffen seien, welche alte Freunde Fräulein Lesters zu sein behaupteten, sank die ohnehin schon tiefstehende Wagschale der öffentlichen Meinung ganz und gar und Lydia wurde von Allen gemieden. Nur die Familie St. George machte hierin eine Ausnahme; Lydia verkehrte nach wie vor in Rockbyhall und die St. Georges machten es sich zur Aufgabe, weit öfter als früher nach Sanssouci zu fahren.

Lydia hatte keine Ahnung von den über sie im Umlauf befindlichen Gerüchten und sie wäre sicher höchlichst erstaunt gewesen, wenn sie gewußt hätte, daß ganz Rockby genauer über ihre Gäste unterrichtet sei, als sie selbst.

Durch Ausfragen ihrer Dienerschaft wußte man in Rockby, daß der Oberst nur das Nothdürftigste an Wäsche und Kleidung besaß, und daß diese Gegenstände sich in ziemlich desolatem Zustande befanden.

Daß die Tochter besser equipirt war, gereichte ihr in diesem Falle nicht zum Vortheil; man erzählte sich, wie viel poudre de riz sie täglich verbrauche und falsche Brillanten trage; daß Vater und Tochter gewöhnliche Manieren hatten, und daß Lydia sich öffentlich mit ihnen zeigte, gereiche ihr auch nicht zur Empfehlung und Niemand zweifelte mehr daran, daß die Herrin von Sanssouci wirklich und wahrhaftig eine Abenteurerin sei.

Traf Lydia auf Spaziergängen mit Leuten zusammen, mit denen sie früher im Verkehr gestanden hatte, dann zeigte ihr eine frostige Verbeugung, daß man keine Sehnsucht darnach trug, die früheren Beziehungen aufrecht zu erhalten und von Besuchen und Einladungen war vollends nicht mehr die Rede.

Vergeblich grübelte Lydia darüber nach, worin die Ursache dieser Veränderung bestehen möge und sie war der Familie St. George doppelt dankbar für ihre freundlichen Gesinnungen. Die häufigen Besuche des jungen St. George setzte Lydia, nicht ohne stillen Kummer und gelinde Eifersucht auf Rechnung ihrer Freundin Ines und ließ es sich nicht leugnen, daß diese Dame in jeder Weise mit dem Freiherrn kokettirte.

Julius St. George ahnte nicht, in welcher Weise Lydia seine Besuche commentirte; er suchte den Obersten häufig auf, um Lydia auf eine Weile von der Gesellschaft dieses dauerhaften Gastes zu befreien, und dann auch, weil er hoffte, die Welt werde in seinem Verkehr mit dem Obersten den Beweis dafür sehen, daß sie denselben zu hart beurtheilt.

„Der Oberst Lukas muß doch kein anrüchiges Subject sein, wenn er auch recht confiscirt aussieht," äußerte Dieser und Jener; „Herr St. George würde nicht mit ihm verkehren, wenn man ihm irgend etwas nachsagen könnte."

Zufällig kam diese Bemerkung Julius zu Ohren und befriedigte ihn außerordentlich; so hatte er doch seinen Zweck erreicht und die Opfer an Zeit und Selbstüberwindung nicht vergeblich gebracht.

Auch Frau St. George weilte häufig in Sanssouci, und Lydia war stets glücklich, wenn die alte Dame erschien.

Frau St. George hatte sich indeß vorgenommen, sich einmal gründlich gegen Lydia auszusprechen, und sobald sich der geeignete Moment bot, wußte sie denselben zu benutzen.

Eines Tages ritten der alte Freiherr und sein Sohn über Land und sobald sie außer Sicht waren, gab Frau St. George den Befehl zum Anspannen und fuhr nach Sanssouci. Lydia eilte ihr freudestrahlend entgegen und sagte herzlich:

„Ich dachte gerade vorhin an Sie und sehnte mich nach Ihrem lieben Besuch. Ich bin heute so niedergeschlagen, ohne doch Grund dazu zu haben — kommen Sie hier in's Wohnzimmer und lassen Sie uns gemüthlich plaudern."

„Sind Sie denn allein, Lydia?" fragte Frau St. George, Lydia in das behagliche Gemach folgend.

„Ganz allein — der Onkel ist seit gestern verreist und der Oberst und Ines machen eine Spazierfahrt."

„Hm—ich bin nicht böse darüber—ich habe mit Ihnen zu reden, Lydia. Kommen Sie—setzen wir uns hier an's Fenster — hier plaudert sich's am Besten. Aber erst geben Sie mir einen Kuß—so — und nun sehen Sie mir in's Gesicht."

Beide Hände des jungen Mädchens fassend, blickte die alte Dame Lydia in das erröthende Gesicht.

Was sie dort las, mußte sie wohl befriedigen, denn sie nickte freundlich und sagte dann:

„Es thut einem gut, in Ihr liebes Gesicht zu sehen, Kind—in Ihrem Auge ist kein Falsch und jede Mutter dürfte stolz auf Sie sein."

„Sie werden mich noch eitel machen, liebe Frau St. George," entgegnete Lydia lächelnd.

„Ach, das fürchte ich nicht, aber ich will zu dem Zweck meines Besuches kommen. Ich bin gar zu froh, daß ich Sie allein gefunden habe; ich wollte schon längst einmal offen mit Ihnen sprechen und ich denke, wir werden uns verstehen. Ob mein Vorhaben ganz klug ist, weiß ich nicht; ich bin mein Leben lang eine impulsive Natur gewesen und habe niemals lange gefragt, ob es auch allen Leuten recht war, wenn ich meine Meinung sagte. Also, nicht war, Lydia — Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich auch vielleicht manches sage, was Ihnen unangenehm ist — ich denke, wenn Ihre Mutter noch lebte, würde sie gerade so handeln, wie ich. Mein Grundsatz ist immer gewesen: „der erste Verdruß ist besser als der letzte," und wenn meine Worte Ihnen wehe thun sollen, so wissen Sie doch, daß meine Absicht gut ist."

„Das klingt ja ganz feierlich," scherzte Lydia, ohne sich doch eines beklemmenden Gefühls erwehren zu können.

„Na — zu ängstigen brauchen Sie sich nicht, mein liebes Kind," sagte Frau St. George ermunternd, „aber lassen Sie mich zur Sache kommen. Sehen Sie, Lydia, man muß heutzutage sehr vorsichtig sein, wenn man der Welt keinen Grund zu Klatsch und Gerede geben will."

„Ich weiß, daß ich ziemlich gedankenlos bin," versetzte Lydia unruhig; „aber sollte ich wirklich etwas gethan haben, was üble Nachrede rechtfertigte?"

„Nein, Lydia — davon sprach ich nicht — wenn ich irgend etwas in Ihrem Betragen entdeckt hätte, was Tadel verdient hätte, würde ich's Ihnen schon längst gesagt haben."

„Ach ja — Sie sind ja so gütig und freundlich gegen mich, aber dennoch — haben andere Leute Grund, mein Betragen zu verurtheilen?"

„Das gerade nicht, mein liebes Kind, aber sie sagen—ich weiß ja, daß es nicht wahr ist und gerade deshalb—"

„Es muß etwas recht Schlimmes sein, daß Sie sich scheuen, es auszusprechen," sagte Lydia gedruckt.

„Durchaus nicht—es erscheint mir ja selbst lächerlich — die Leute sagen, Sie seien eine — Abenteurerin!"

„Eine Abenteurerin?" wiederholte Lydia auf's höchste erstaunt; „was wollen die Leute denn damit sagen?"

„Ja, wenn ich das wüßte! Im Allgemeinen versteht man unter Abenteurern Leute von zweifelhafter Vergangenheit und intriguantem Charakter—"

Lydia begann zu lachen — die Sache amüsirte sie.

„Sehe ich vielleicht aus wie eine Intriguantin?" fragte sie dann lebhaft.

„Gewiß nicht, mein liebes Kind und doch schaden Ihnen diese Gerüchte, so unbegründet dieselben auch sein mögen, Die Leute meiden Sie und—"

„Also deshalb weicht man mir aus, wo ich mich zeige!" fiel Lydia der Matrone erregt in's Wort; „man erwidert meinen Gruß kaum und wenn ich Besuche mache, finde ich verschlossene Thüren! Und all dies wegen eines grundlosen Gerüchtes—einer Verleumdung—"

„Ja, es ist wirklich traurig, mein armes Kind."

„Traurig nennen Sie es—ich finde es erbärmlich," rief Lydia blitzenden Auges; „Freunde, die so leicht den Glauben an mich verlieren, sind nicht werth, daß man ihren Verlust beklagt."

„Lydia—Sie müssen die Sache nicht so schlimm auffassen," rief Frau St. George bittend.

„Soll ich mich etwa freuen, wenn man Lügen über mich in Umlauf setzt und mich als eine Abenteurerin verurtheilt?"

„Wenn die Leute Sie kennten, wie wir Sie kennen—"

„Und wenn ich die Achtung dieser Leute mit einem einzigen Wort erkaufen könnte, würde ich es nicht aussprechen," rief Lydia in leidenschaftlicher Erregung.

„Nicht so hitzig, Lydia," bat die alte Dame.

„Also eine Abenteurerin schelten sie mich," sagte das junge Mädchen in bitterem Tone; „o, ich weiß jetzt, was das heißt! Man erachtet mich der Gesellschaft achtbarer Frauen und braver Männer unwerth—irgend ein Lügner hat ehrenrührige Gerüchte über mich verbreitet und die Welt hat nichts Eiligeres zu thun, als denselben Glauben zu schenken. Und ich war albern genug, mir einzubilden, die Leute seien meine Freunde! O, ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir gesagt haben, wie man mich beurtheilt und—"

„Ich möchte fast wünschen, ich hätte es nicht gethan," sagte Frau St. George bekümmert, „meine Offenheit hat Sie unangenehm berührt. Vergessen Sie die albernen Leute, Lydia und verzeihen Sie einer alten Frau ihre Redseligkeit."

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen— ich bin Ihnen nur dankbar," rief Lydia, die Zornesthränen hastig aus den Augen wischend, „und ich will mich gar nicht mehr um die Leute in Rockby bekümmern."

„Darin stimme ich Ihnen vollständig bei," nickte die Matrone, „aber ich denke, Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich trotzdem der Ansicht bin, daß man in mancher Hinsicht dennoch besser thut, den Empfindungen seiner Nebenmenschen Rechnung zu tragen und manches, was Aergerniß bereitet, zu vermeiden."

„Ich verstehe Sie nicht ganz," sagte Lydia unsicher.

„So will ich mich deutlicher ausdrücken, liebes Kind. Seien Sie besonders vorsichtig im Verkehr mit Andern und hüten Sie sich vor unbedachten Worten, welche den über Sie kursirenden Gerüchten neue Nahrung geben könnten."

„Ich werde mich bemühen, sehr verständig und überlegt zu werden," versetzte das junge Mädchen ernsthaft, „aber ich weiß wirklich nicht recht, vor was ich mich hüten soll. Sagen Sie mir," rief sie, von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, „ist meine Toilette vielleicht auffallend oder unpassend?"

„Nein, Lydia — Ihre Kleidung ist stets gewählt und den Umständen angemessen."

„Und wissen Sie nichts, wodurch ich diese üble Nachrede entkräften könnte?" forschte Lydia ungeduldig.

„Wenn Sie mir gestatten, meine Meinung offen zu sagen," versetzte die alte Dame, Lydias Blick vermeidend, „so würde ich Ihnen rathen, Ihre Gäste, den Obersten und seine Tochter zur baldigen Abreise zu veranlassen. Beide mögen ja höchst achtbare und ehrenhafte Charaktere sein," fuhr sie hastiger fort, als Lydia Miene machte, sie zu unterbrechen, „aber der Schein spricht zu Ungunsten der Fremden und dies bringt Ihnen Schaden. Die schäbige Kleidung des Obersten erscheint doppelt auffallend neben der übertrieben eleganten Toilette der Tochter; beider Manieren lassen viel zu wünschen übrig und die Sprache des Obersten ist nicht die eines Gentleman. Außerdem—"

„Frau St. George — Sie vergessen, daß der Oberst Lukas und seine Tochter meine Freunde sind," fiel Lydia der Dame stolz in's Wort.

„Ist das nicht viel gesagt?" fragte die alte Dame gelassen; „Fräulein Lukas war ihre Schulgenossin — ihr Vater ist vor langen Jahren der Freund Ihres Vaters gewesen, aber seitdem hat sich mancherlei verändert. Der Oberst hat sich sicherlich früher in besserer Gesellschaft bewegt—jetzt ist er heruntergekommen und wenn ihre Eltern noch lebten, würden dieselben den Verkehr zwischen Ihnen und der Familie Lukas nicht wünschenswerth erachten."

„Aber es sind doch meine Gäste—"

„Leider ja, doch lassen Sie mich erst ausreden—"

„Aber ich kann es nicht mit anhören, wenn Sie meine Gäste verunglimpfen. Sie kennen mich schlecht, wenn Sie glauben, ich würde mich durch Ihre Mittheilungen veranlaßt fühlen, den Aufenthalt meiner Freunde in meinem Hause nur um eine Stunde abzukürzen."

„Ist die Abreise der Herrschaften schon bestimmt?" fragte Frau St. George nach einer Weile.

„Ja—sie wollten am Samstag reisen, doch habe ich ihnen zugeredet, noch zu bleiben und ich hoffe, sie werden es thun," sagte Lydia in herausforderndem Ton.

„Ich sehe, daß Sie sich verletzt fühlen, Lydia," äußerte die Dame herzlich, „und ich kann diese Empfindung ganz gut verstehen. Sie werden aber doch nicht daran zweifeln, daß ich nur Ihr eigenes Interesse im Auge hatte, als ich die fatale Angelegenheit zur Sprache brachte, und daß ich es für meine Pflicht hielt, Ihnen Vorstellungen zu machen?"

„Ach ja — verzeihen Sie mir," murmelte Lydia mit erstickter Stimme, „aber sehen Sie, ich habe so wenige Freunde und es erscheint mir grausam, dem Obersten und Ines die Thür zu weisen, um der Meinung der Bewohner von Rockby zu genügen."

„Und doch hängt so viel davon ab, daß jenes unselige Gerücht zum Schweigen gebracht wird," sagte die alte Dame traurig.

„Sprechen Sie im Ernst?" fragte Lydia ungläubig lächelnd, „was sollte denn so Wichtiges davon abhängen?"

„Das Lebensglück zweier Menschen die mir theuer sind," antwortete Frau St. George entschlossen; „es handelt sich um Sie selbst, Lydia und um meinen Sohn," schloß sie tiefaufathmend.

„Aber ich begreife nicht," stammelte Lydia erglühend.

„Sie sollen mich sofort verstehen, Lydia — ich will nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Julius liebt Sie—liebt Sie leidenschaftlich und wenn er diese Liebe bisher zu unterdrücken gestrebt hat, so geschah es nur, weil die Verhältnisse es ihm unmöglich machten, Ihnen seine Liebe zu bekennen."

„Aber was haben meine Freunde mit der Sache zu thun?" fragte Lydia mit bebender Stimme.

„Auch das sollen Sie wissen. Julius hat bisher in unserem Hause gelebt und keines eigenen Einkommens bedurft. Bevor er aber dem Mädchen, welches er liebt, seine Hand bietet, muß er die Mittel besitzen, um einen eigenen Hausstand zu gründen. Es ist mein wie meines Gatten lebhafter Wunsch, Julius verheirathet zu sehen und ich weiß, daß mein Gemahl nur darauf wartet, dem Sohn das Familiengut sammt allen Einkünften zu übergeben. Bevor aber nicht die unliebsamen Gerüchte zum Schweigen gebracht sind, wird Julius sich nicht entschließen, seinen Vater um die Mittel zur Gründung eines eigenen Haushalts anzugehen, denn er könnte es nicht vertragen, über seine zukünftige Gattin die kleinste abfällige Bemerkung zu vernehmen."

Lydia saß eine Weile schweigend da; Röthe und Blässe wechselten auf ihrem schönen Gesicht und ihr Busen wogte stürmisch.

Endlich fragte sie leise und schüchtern:

„Weiß — Herr St. George — daß Sie — mit mir sprechen wollten?"

„Wo denken Sie hin, liebes Kind?" rief Frau St. George bestürzt.

„Julius würde die schwatzhafte Mutter sicher schelten, wenn er erführe, was sie ausgeplaudert hat. Er ahnt ja nicht, daß ich das Geheimniß seiner Liebe längst errathen habe; ach, für eine Mutter bedarf es nur halber Worte, um den Herzenszustand ihres Kindes zu verstehen."

„Und Sie meinen, wenn ich meine Freunde veranlaßte, ihre Abreise zu beschleunigen, könnte Alles noch gut werden?" frug Lydia leise.

(Fortsetzung folgt.)

Darwin widerlegt.

Das im Daseinskampf der Stärkere stets siegt,
Die Theorie scheint doch zu trügen,
Weil, wie uns die Praxis es täglich zeigt —
Der Hering vermag über den Kater zu siegen.

Der fatale Steuerstempel.

Mit Onkel Sam ist nicht gut Kirschen essen (wenigstens nicht im Kleinen!) und zu einer Verhaftung kann man kommen, man weiß nicht wie. Passirte da vor einigen Tagen in der „Halbmondstadt" an der Mississippimündung eine heitere Geschichte, die wir zu Nutz und Frommen unserer Leser mittheilen wollen, so wie sie von Freunden des betreffenden Opferlammes erzählt wird:

Ort der Handlung: Jerusalemstraße in New Orleans; Personen: Ein jovialer, gebildeter Bierwirth, der aber auch in Rheinwein und zwanzigjährigem Sourmash „dielt"; ein sog. „Barkeeper", der, was immer ihm auch nachgesagt werden mag, an der Erfindung des Schießpulvers durchaus unschuldig ist; ein Detectiv Onkel Sams; eine alte Milchfrau, und ein entseeltes Whiskyfaß. Die Sache ist in Kürze die:

Besagter Wirth, den wir der Einfachheit halber „Dschoh" nennen wollen, hatte der besagten Milchfrau das bewußte Whiskyfaß versprochen, sobald es leer sei. An einem Morgen dieser Woche war nun das Faß wirklich leer, und das „Milchmädchen von Schöneberg" beanspruchte ihr Eigenthum; der erwähnte unschuldige „Barkeeper" hatte auch gar nichts dagegen, und da der „Boß" infolge einer am Abend vorher stattgefundenen Blechfeier mit Deidesheimer noch sanft in Morpheus Armen schlummerte und von Katern und Affen träumte, so überlieferte der „Barkeeper" auf eigene Faust das Faß an die gute Milchfrau, und diese rollte es auf ihren Wagen.

„Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten", und der Büttel ist arg wüst. Auf dem Seitenwege flanirte ein ganz anständig aussehender Mann, der aber trotzdem ein Steuerbeamter war; sein Argusauge entdeckte sofort, daß auf dem erwähnten leeren Whiskyfaß der Ver. St.-Steuerstempel nicht entfernt war, — ein schweres Vergehen. Der Beamte legte sofort die Hand des Gesetzes auf das Faß und erklärte es als seinen Gefangenen; die Milchfrau protestirte; das Faß sei ihr wohlerworbenes Eigenthum, sagte sie, u. war nahe daran, die Milch ihrer frommen Denkungsart in gährend Drachengift zu verwandeln. Der kleine „Barkeeper" eilte zum Beistand herbei und behauptete, es sei „all right", er selbst habe der Frau das Faß geschenkt. Der Beamte erklärte jedoch, es sei nicht „all right"; die Pensionsliste belaufe sich das Jahr auf hundert Millionen Dollars; außerdem sei noch kein Geld zu „Bounties" für den nächsten Krieg vorhanden, und als patriotischer Bürger könne er nicht zugeben, daß Onkel Sam um seine rechtmäßigen Gebühren betrogen werde.

Es blieb nun nichts übrig, als den „Boß", den obenerwähnten „Dschoh", aus dem Schlummer zu reißen. Er träumte soeben, daß er einem zudringlichen Affen einen riesigen zehnjährigen Blechkessel an den Kopf geworfen, als er von rauher Hand aufgeweckt und zum „V. St.-Gefangenen" proclamirt wurde. Er rieb sich entsetzt mit einem „Opener" die Augen und suchte, so gut es ihm gerade möglich war, das Mißverständniß zu erklären. Zufällig war auch der „Herr v. Deidesheim" noch anwesend, und dessen freundlicher Mitwirkung gelang es, die Sache friedlich zu „setteln", — und in den Armen lagen sich Beide, und weinten vor Schmerz und vor Freude!

Und so kam es, daß die Reise des Wirthes nach dem Ort, den man nicht freiwillig aufsucht, auf unbestimmte Zeit verschoben wurde. Aber die Milchfrau kriegt sobald kein Whiskyfaß mehr.

Italiener in neuer Rolle.

Eine interessante Entdeckung wurde vor einigen Tagen in Chicago von der Polizei gemacht. Man fand nämlich eine Art „Arena", in welcher ein Theil der italienischen „Mitbürger", die sonst nur als Lumpensammler und Verkäufer halbfaulen Obstes sich hervorthun, nach dem Vorbilde der altrömischen Gladiatoren regelrechte Ringkämpfe u. dgl. zu veranstalten pflegt. Es wird darüber berichtet:

Lieut. Larsen und mehrere in dessen Begleitung befindliche Polizisten vernahmen, während sie an einer ziemlich umfangreichen Holzbaracke vorbeigingen, aus dieser hervordringendes wüstes Geschrei und gleichzeitig den Knall mehrerer Revolver. Natürlich vermutheten die Blauröcke nichts Anderes, als einen Mord, und ohne Zögern drangen sie in die Bude hinein.

Beim Oeffnen der ersten Thür bot sich ihnen ein ebenso unerwarteter, wie merkwürdiger Anblick. Eine große Anzahl italienischer Männer — es waren ihrer 63 — ware in dem großen, hallenartigen Raum zusammengedrängt. Die Oberkörper der zum Theil höchst muskulösen, gebräunten Gestalten waren entblößt, und der ihnen aus allen Poren dringende Schweiß bewies sofort, daß die Polizisten durch ihr unverhofftes Erscheinen einen Kriegstanz oder irgend ein anderes, aufregendes und anstrengendes „Vergnügen" unterbrochen hatten. In einer Ecke fand sich ein von vielen Gläsern umgebenes, augenscheinlich stark frequentirtes Faß Bier.

Von einem ernstlichen Zwist war, zumal sich auf den Gesichtern Aller ein verlegenes, etwas geheimnißvolles Lächeln abspiegelte, keine Spur zu entdecken. Gleichwohl verweigerten die Söhne des sonnigen Südens jede Auskunft, und erst nach langem „Pumpen" brachte Lieut. Larsen folgenden ergötzlichen Thatbestand heraus:

Vor einiger Zeit durchreiste eine kleine italienische Truppe die Ver. Staaten zu dem Zwecke, in einigen Theatern der größeren Städte unter dem Titel „The Street Pavers of Paris" eine musikalische Posse nebst allerhand gymnastischen Vorstellungen aufzuführen. Die Leutchen verdienten viel Geld. Als ihnen auch in Chicago reichlicher Erfolg wurde, und die armseligen Bananenhändler und Lumpensammler dies erfuhren, da erwachte in ihnen ein merkwürdiger Ehrgeiz. Nach kurzer Berathung beschlossen sie, sich gleichfalls im Ringen, Turnen u. dgl. männlichen Künsten zu üben und, nach erlangter Tüchtigkeit in ihrem neuen Fache, gleichfalls auf Reisen zu gehen und, wie Jene, Geld zu machen. Um den lachenden Polizisten die Wahrheit des Gesagten zu beweisen, wurde ein Theil des Programms vor ihren Augen auf der Stelle wiederholt. Zuguterletzt setzte die ganze Bande ein großartiges athletisches Preisringen und Boxen in Scene.

Das Abfeuern der Schüsse wurde beharrlich geleugnet, doch ermittelte man später, daß die angehenden „Künstler" sich auch im Schießen üben und daß sie dabei, „der Einfachheit halber", sich Aepfelsinen von den Köpfen herunterzuknallen pflegten. — Diese Leutchen scheinen also doch den alten Römern näher zu stehen, als man bislang zu glauben geneigt war!

Das vor einigen Tagen beerdigte Kind der Libbie McGown von Pittsburg soll das kleinste lebende menschliche Wesen auf der Erde gewesen sein. Ein gewöhnlicher Fingerring konnte für das Kind bequem als Armband benutzt werden. Der Director eines Museums hatte der Mutter $25 pro Woche geboten, wenn sie das Kind ausstellen ließe.

Knochen von der Wüste Sahara.

Ueber einen merkwürdigen Einfuhrartikel wird aus New York geschrieben:

Vor einigen Tagen kam das britische Schiff „Wingates" von Alexandria, Egypten, hier an und brachte 700 Tonnen Knochen mit. Ein Zeitungsreporter bestieg das Schiff und warf einen neugierigen Blick in den riesigen unteren Schiffsraum, wo die ungeheuren Massen blendend weißer Knochen lagen, die wie Holzsplitter aussahen. Stämmige Matrosen und Frachtverlader waren schon damit beschäftigt, die Knochen in große Holzeimer zu schaufeln, welche mit einer Kurbel auf das Hauptverdeck hinaufgezogen und von da in eine Transportbarke entladen wurden. Alle diese Knochen kommen von der Wüste Sahara. Es sind die Ueberreste von Menschen und Thieren, welche im Laufe von Jahrhunderten in jenem großen nordafrikanischen Sandmeer umgekommen sind.

Welche Masse romantischer Erzählungen und Gedichte knüpft sich an diese Knochen, die sich im afrikanischen Flugsand anhäufen! Sie repräsentiren die tragische Geschichte von Tausenden und Abertausenden, die, von Hunger und Durst überwältigt, in der Wüste zusammenstürzten oder von jenen unheimlichen Wind- und Sandstürmen verschüttet wurden, und deren Knochen überall an den Pfaden der Karawanen verstreut sind.

Auf den Gedanken, diese Knochen sammeln zu lassen und zu Manufakturzwecken zu verkaufen, ist zuerst ein deutscher Händler vor mehreren Jahren gekommen. Das Project war nicht schwer auszuführen — denn die Knochen liegen nahe der Oberfläche, und jeder Windstoß bläst ihr sandiges „Leichentuch" weg — und es steckte Geld darin. Der betreffende Händler schloß zunächst mit europäischen Kaufleuten Contracte ab, organisirte dann in Alexandria Karawanen und sandte sie in die Wüste, um die Knochen aufzulesen; diese liegen dort in Millionen von Tonnen, sodaß die ganze Wüste Sahara eigentlich einen großen Friedhof — den größten der Welt, aber einen sehr schmucklosen—bildet. Die egyptische Arbeit kostet nicht viel, die Sache ging rasch, und jener erste Speculant erwarb ein großes Vermögen damit. Seitdem hat dieses Geschäft schon sehr bedeutende Dimensionen angenommen.

— Ueber die gelungene Entlarvung zweier Betrüger berichten dänische Blätter: Eines Abends kamen zwei Mormonenpriester in Jütland in ein Bauernhaus und baten um ein Nachtquartier, welches ihnen von dem Besitzer gern gewährt wurde, und nach einem Abendbrot wies man den Beiden die Fremdenkammer zur Nachtruhe an. Gegen Morgen wachte der Bauer durch ein aus der Fremdenkammer kommendes Jammern auf und fand bei seinem Eintritt einen der Fremden in schweren Krämpfen liegen; bald darauf zuckte derselbe nochmals schwer zusammen und — war eine Leiche. Der Hausbesitzer war hierüber natürlich sehr wenig erbaut, doch tröstete ihn der überlebende Fremde auf's Beste und sprach zugleich die Hoffnung aus, daß es ihm, als einem Priester der Mormonen, wohl gelingen werde, den Verblichenen wieder in's Leben zurückzurufen. Der Landmann machte natürlich über diese leichte Auffassung der Sache große Augen, um so mehr, als der Priester ihm erklärte, daß er zu denjenigen wenigen „Heiligen der letzten Tage" gehöre, denen die Kraft innewohne, Wunder zu thun. Der Bauer wurde nun aufgefordert, möglichst viele Zeugen der vorzunehmenden Auferweckung des Todten herbeizuholen und nach Verlauf einer halben Stunde hatte sich ein zahlreiches Publikum versammelt. Der Priester wollte gerade mit seinen Experimenten beginnen, als der Bauer, welcher gerade nicht zu den Dummen gehörte, Verdacht schöpfte und dem Priester bemerkte, daß die Auferweckung noch mehr Eindruck machen würde, wenn er den Todten erst einmal etwas mit seinem Handbeil behandelte. Der Mormone wollte hierauf nicht eingehen, indeß der ungläubige Bauer stand schon im nächsten Moment mit einem Beil vor dem Todten und holte gerade zum Schlage aus, als der vermeintliche Leichnam plötzlich im Nu auf die Beine sprang und nachdem er seine Effecten zusammengerafft hatte, an den verblüfften Zuschauern vorbei zur Thür hinausstürzte. Der andere Betrüger wurde natürlich sofort ebenfalls, und zwar nicht sehr sanft, an die Luft gesetzt. Die mormonische Propaganda soll durch diesen kleinen Fall in Jütland einen argen Stoß erlitten haben.

— Das Feuer, welches am 17. März das Zuchthaus zu Kassel zum großen Theil vernichtet und das Leben seiner Insassen ernstlich bedroht hat, ist von einem der Sträflinge gewaltsam herbeigeführt worden. Der Brandstifter ist der frühere Kaufmannslehrling Krüger aus Berlin, etwa dreiundzwanzig Jahre alt, vielfach vorbestraft, welcher wegen mehrerer in Berlin, Magdeburg und Frankfurt a. M. verübter Diebstähle eine zwölfjährige Zuchthausstrafe zu verbüßen und davon ungefähr zwei Jahre abgesessen hat. Als am 17. März, Mittags gegen ein halb zwei Uhr, in dem Arbeitssaale, in welchem über fünfzig Sträflinge beschäftigt waren, die Lampen mit Petroleum gefüllt wurden, stürzte sich Krüger auf einmal wie ein Wüthender auf eine mitten im Saale stehende große Petroleumkanne, riß den Deckel ab und goß den Inhalt, gegen achtzehn bis zwanzig Pfund, theils in den Saal, theils in den brennenden Ofen, worauf der ganze Saal im Augenblick in Flammen stand. Hierzu kam noch, daß die an der Decke hängenden, sämmtlich gefüllten Petroleumlampen alsbald von der Hitze platzten und mit ihrem Inhalt die Stärke des Feuers vermehrten. Die im Saal befindlichen Personen hatten sich nur mit Noth retten können, der Brandstifter war von seinen Mitgefangenen sofort festgehalten worden. Von den Gefangenen ist ein Theil, etwa 80, noch im Zuchthause, da die Zellen zu ebener Erde noch völlig intact sind, auch ein Theil der Zellen im ersten Stock. Indessen beginnen hier auch bereits in Folge der auf das Gebäude zur Löschung des Feuers geschleuderten Wassermassen die Decken loszuweichen. Wahrscheinlich werden, namentlich wenn die Wiederherstellungsarbeiten beginnen, sämmtliche Sträflinge aus dem Gebäude entfernt und theils nach Wehlheiden, theils nach Ziegenhain gebracht werden.

— Ein Blatt aus Barcelona bringt die Nachricht von dem daselbst erfolgten Tode des Fräulein Mercedes Martinez-Campos, deren Entführung durch Herrn Mielvaque seinerzeit so viel Staub aufwirbelte. Die Dame ließ sich, wie man sich erinnern wird, in Frankreich von Herrn Mielvaque entführen und in Belgien mit ihm trauen, die Familie setzte aber die Trennung durch, und man brachte Fräulein Martinez-Campos auf eines ihrer Güter in der Nähe von Barcelona. Die junge Dame konnte indeß ihren Gatten nicht vergessen, sie grämte sich unaufhörlich, schlief und aß nicht und vermied jeden Verkehr mit ihrer Familie. Wie man sagt, hat Fräulein Martinez-Campos Herrn Mielvaque, den man einen Abenteurer hieß, einen letzten Beweis ihrer Liebe gegeben, indem sie demselben ihr gesammtes Vermögen in einem vollkommen rechtsgiltigen Testamente vermachte.

Eine Stunde vor der Hinrichtung.

Galgenhumoristische Aufzeichnungen, mitgetheilt von C. B.

— Erst fünf Uhr Morgens und in einer Stunde schon geht die Sache los! Ich fürchtete erst, daß ich die Zeit verschlafen würde, man versprach mir aber, mich rechtzeitig zu wecken. Leider hat man Wort gehalten.

— Fatal, daß heute Freitag ist; ich bin nicht abergläubisch, aber ich hätte doch einen anderen Tag vorgezogen. Auch ist es mir nicht gerade lieb, daß ich der Dreizehnte bin, der in diesem Jahre daran glauben muß.

— Das ist mir auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich einmal eines unnatürlichen Todes sterben werde; freilich wenn ich meinen Lebenswandel bedenke, erscheint mir dieser Tod als ein ganz natürlicher.

— Wie es regnet! So mit bloßem Halse werde ich mir den schönsten Schnupfen holen.

— Die Meinungen sind übrigens darüber getheilt, ob es angenehmer ist, bei gutem oder bei schlechtem Wetter hingerichtet zu werden. Wenn man Scheffel Glauben schenken darf, so wäre allerdings gerade jetzt „das rechte Wetter zum Abschiednehmen."

— Der Mensch ist ein sonderbares Geschöpf. Ich habe mir immer gewünscht, einmal einer Hinrichtung beizuwohnen' und jetzt, wo ich mir die Sache aus nächster Nähe ansehen kann, ist es mir auch wieder nicht recht.

— Bisher ist es mir immer noch gelungen, selbst in den schwierigsten Lebenslagen den Kopf oben zu behalten; diesmal dürfte es mir aber doch schwer fallen.

— Es ist wirklich hart, so mit einem Schlage sein junges Leben zu verlieren; ich möchte für mein Leben gern noch ein bischen länger leben.

— Der Henker soll ein sehr liebenswürdiger Mann sein, der Niemandem gern etwas abschlägt.

— Gut ist es, daß die Hinrichtungen nicht mehr öffentlich sind; so in Gegenwart aller Leute geköpft zu werden—die Schande könnt' ich nicht überleben.

— Ich habe Pech. Jedesmal, wenn ich mir Geld lieh, fiel ich in die Hände von Wucherern; diesmal habe ich es einem mit Gewalt genommen und schon wieder bin ich einem Halsabschneider unter die Finger gerathen.

— Auf die „Henkersmahlzeit" hatte ich mich schon lange gefreut; sie hat mir aber nur sehr mäßig geschmeckt und obendrein fürchte ich, daß ich mir damit den Magen verdorben habe. Und darum Räuber und Mörder!

— Nicht einmal den Tod habe ich umsonst. Denn sie haben mich auch in die Kosten des Verfahrens verurtheilt, und ich muß den Henker, der gewiß nicht sehr sanft mit mir verfahren wird, für seine freundlichen Bemühungen noch bezahlen! Ein wahres Glück, daß ich wenigstens nichts habe.

— Außer zum Tode bin ich noch zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, die man mich leider nicht absitzen lassen will. Indem ich mir den Kopf abschlagen lasse, leiste ich also auf mein Schuldconto nur eine kleine Abschlagszahlung.

— Einem so ohne Weiteres den Kopf abzuschlagen, das ist eigentlich ein recht schlechter Scherz; ob ich noch Zeit finden werde, „Au" zu rufen?

— Der Henker soll mich holen, wenn mir die ganze Sache nicht höchst fatal ist; da kommt er ja schon — Guten Morgen! (Berliner Wespen.)

— Man schreibt aus Paris: „Einer Französin, der reizenden Madame T., gebührt der Ruhm, dem Tanzen eine neue Seite abgewonnen zu haben. Bei einem der letzten Ballfeste beeilte sich ein Kavalier, die junge Dame unmittelbar nach ihrem Erscheinen im Ballsaale als Erster zum Tanze aufzufordern. „Mit Vergnügen", erwiderte sie; ich „ersuche um zwanzig Francs." — „Ich bitte um Verzeihung, Madame", meinte der verblüffte Kavalier lächelnd, „hier waltet wohl ein Mißverständniß: ich erbat mir die Ehre, mit Ihnen einen Walzer tanzen zu dürfen." — „Ah, Sie haben Recht", erwiderte die Dame rasch, „es war ein M[illegible]ß. Ich dachte, Sie fordern m[illegible] Quadrille auf, aber ein Walzer kostet vierzig Francs." Noch verblüffter als früher sah der Kavalier einer Erklärung entgegen, welche sie ihm mit graziösem Lächeln gab. „Sie verstehen, mein Herr, daß ich zum Besten der Armen tanze. Ein Louis für eine Quadrille, zwei für einen Rundtanz, und zwar ohne Rabatt!" Wir wollen nur noch hinzufügen, daß es der Madame T. zu diesem Preise nicht an Tänzern mangelte, und daß sie bis zum Schlusse des Balles tapfer und barmherzig wirkte.

— Im vorigen Jahrhundert sprach der alte Oberhofprediger eines kleinen Fürstenthums — so schreibt man jetzt — an einem Sonntage mit glühendem Eifer wider das Laster der Trunkenheit. Unglücklicherweise war der Fürst des Ländchens aber selber ein großer Trinker. Um nun allen zu weit gehenden Nutzanwendungen zu begegnen, schloß er seine Predigt einfach mit den Worten: „Aber, werdet Ihr sagen, unser gnädigster Fürst trinkt ja auch? Ja, das ist wieder ganz was Anderes — der hat's, dem schmeckt's! Wohl bekomm's ihm! Amen!"

— Suppeneinlage. Hausfrau: So, hier ist die Krankensuppe für Euren Mann. Wie geht es ihm denn? Bettelfrau: Na, es geht ihm schon besser, er kriegt jetzt schon mehr Appetit. Hausfrau: So? da will ich ihm noch extra etwas in die Suppe geben, was wird ihm lieber sein, ein paar Leberknödel, oder ein Stück Fleisch? Bettelfrau: Wenn's Ihne einerlei ist, dann geb'n's mir e paar abgelegte Stiefel, die könnt' er am nöthigsten brauchen.

— Ein gemüthlicher Patient. Ein Fuhrmann fällt vom Wagen; ein Rad geht über seinen Daumen. Er läuft sogleich zum Doctor. Dieser sucht durch Drücken nach verschiedenen Seiten den Daumen wieder in die natürliche Form zu bringen, bei welch' schmerzhafter Manipulation der Fuhrmann immer lacht. „Warum lacht Er denn?" fragt ihn der Doctor. — „Weil's weh thut!"

— Falscher Schluß. Majorin (zum neu eingetretenen Burschen): „Aber, Peter, was fällt Ihnen denn ein? Sie serviren ja ohne Handschuhe!" — Peter: „Entschuldigen, gnädige Frau Majorin, wie ich g'seh'n hab', daß alle Herrschaften ihre Handschuh' aus'zogen hab'n, hab' ich halt die meinigen auch aus'zogen!"

— Verblümtes Bekenntniß. — Dame: „....Das ist aber rasch gegangen, Herr Doctor, damals mit Ihrer Verheirathung!" — Doctor: „Ja, ganz recht — es ist so rasch gegangen, daß ich jetzt, nach vier Jahren, noch nicht an mein — Glück glauben kann!"

— Am Vierwaldstättersee. Führer: „Sehen Sie, mein Fräulein, dieser Berg da ist der Pilatus, und der gegenüber —" — Fräulein: „Ah, ich weiß schon — das ist der Pontius!"

— In Paris ist gegenwärtig der Hund das „Glücksthier". Damen und Herren tragen emaillirte Hunde und Hundeköpfe an Uhrketten und Armbändern.

— Wir haben die sonderbare Gewohnheit, die Unsitten der Zeit ihre Sitten zu nennen.